

clv

Wilhelm Busch

***Man muss doch
darüber sprechen***

Kleine Erzählungen
Zweiter Band



Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

5. überarbeitete Auflage 2020

© by CLV

Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256666

ISBN 978-3-86699-666-3

Inhalt

»Sie suchen, was sie nicht finden ...«	7
Wie einer das »Eigentliche« begreifen lernte	11
Eine Tür ging auf	14
»Aber – Christus lebt!«	19
Das Buch des Lebens	23
Dunkle Nachtstunde	28
»Hinweg mit diesem Gott!«	32
Die Geschichte von den Brötchen <i>oder</i> Ein weltanschaulicher Kampf um ein Frühstück	36
Das Faktum	44
Glaubensgewissheit und Autoritätsglaube <i>oder</i> Das Apostolikum auf dem Werkshof	46
»Das Gewissen ... Ach ja, das Gewissen!«	49
»Dös is schad!«	53
An einer polnischen Landstraße	57
»Jetzt fängt wieder die schöne Zeit an!«	60
Debora im Luftschutzkeller	62
Die Synagoge	67

Und trotzdem Weihnachten!	73
Tante Regine	76
»In zehn Jahren ...!«	79
Die Entwurzelten	87
»Gott ist an allem schuld!«	98
»Viel Zeit!«	102

»Sie suchen, was sie nicht finden ...«

Es ist wunderbar, wie einzelne Eindrücke der frühesten Jugend unverlierbar im Gedächtnis haften, während oft große Erlebnisse der späteren Zeit wie ausgelöscht sind.

So erinnere ich mich daran, dass ich als ganz kleiner Kerl meinen Vater auf einem Gang in die Stadt begleiten durfte. Der Weg führte über einen schmalen Steg, der die Bahnanlagen überquerte. Es war schrecklich aufregend, weil die Bohlen nicht dicht nebeneinander lagen. Man sah zwischen ihnen in der Tiefe die glitzernden Gleise. Mein Vater ging vor mir her, und ich nahm mein kleines, zitterndes und furchtsames Herz in beide Hände. Immer hatte ich das Gefühl, ich müsse zwischen den Bohlen durchfallen und hinabstürzen.

Und dann kam das Unglück. Es kam in Form einer Rangierlokomotive, die grauenvoll qualmte. Da war es um meine Fassung geschehen. Es muss komisch gewesen sein, wie ich auf einmal aus dem umhüllenden Qualm erbärmlich um Hilfe schrie.

Aber dann fasste mich die starke Hand meines Vaters. Die Geschichte ist etwa fünfzig Jahre her. Und – wie gesagt – ich war ein so kleiner Kerl, dass ich mich sonst kaum an jene Zeit erinnere. Aber die unendliche Seligkeit, die ich wegen der starken, rettenden Vaterhand empfand, ist mir so gegenwärtig, als sei das gestern gewesen.

Wie oft hat später die rettende Hand meines Heilands so in mein Leben eingegriffen, wenn der Qualm des Lebens mich verzweifeln lassen wollte!

Es war sicher nicht viel später, als sich jene andere seltsame Geschichte ereignete, die hier berichtet werden soll.

Da tobte durch meine Heimatstadt der Karneval. Mein Vater hatte als ein treuer Pfarrer seiner Gemeinde innerlich große Not. Er bekam nachher die erschütternden Folgen dieser Taumeltage zu spüren, da arme Leute ihre Betten ins Pfandhaus trugen, um mitfeiern zu können.

Es war am Aschermittwoch. Da forderte er mich auf: »Komm, du darfst mich auf einem Gang begleiten!«

Es war noch früh am Morgen. Da und dort sah man in den Straßen die widerlichen, betrunkenen Überbleibsel der letzten Nacht. Der Weg führte uns auch in den Park, der sich in meiner Heimatstadt einen Berghang hinaufzog. Es war schön dort. Und ich sehe noch im Geist die morgenfrischen Bäume und Sträucher.

Der Weg ging in Serpentina bergauf. An jeder Biegung des Weges stand unter einem großen Gebüsch eine Bank, von der aus man einen schönen Ausblick auf das Tal hatte.

Gemächlich stiegen wir höher. Wieder kamen wir an solch eine Wegbiegung. Und da – wir stutzten einen Augenblick –, da auf der Bank saß ein blutjunges Paar: Er noch im Harlekin-kostüm, sie in ein Flittergewändchen gekleidet. Ach, sie sahen so unsagbar kümmerlich aus an diesem frischen Morgen! Auf den Gesichtern der beiden lagen die Spuren einer Taumelnacht. Diese jungen Menschen waren wohl schon durch alle Tiefen gegangen!

Nun, ich war so ein kleiner Kerl, dass ich von alledem nicht viel verstand. Was mir aber damals schon auffiel, war dies: Auf diesen Gesichtern lag eine unendliche Traurigkeit, eine abgrundtiefe Verzweiflung. Welche Gesichter über den Narrenkleidern!

Es war kein Wunder, dass wir beide betroffen stehen blieben. Aber mein Vater fasste sich schnell und ging schweigend weiter. Und ich stapfte mit meinen kleinen Beinen hinter ihm her. Dabei hatte ich das Gefühl, als wenn etwas unsagbar Schreckliches mich gestreift hätte.

Wir waren kaum um das uns verdeckende Gebüsch gebogen, da blieb mein Vater stehen und horchte. Nun hörte ich es auch – die beiden sangen ganz leise ein Lied. Es klang so seltsam, dass es mir durch Mark und Bein ging.

Damals hörte ich zum ersten Mal dieses Lied, das ich später oft gesungen habe. Wo mochten diese zwei das Lied wohl herhaben? Vielleicht kamen sie aus einem frommen Elternhaus. Oder sie hatten es in einem Kindergottesdienst kennengelernt, als ihr Leben noch nicht so unsagbar beschmutzt war.

Ich erlebte das alles etwas fassungslos. Und als mein Vater in tiefem Schweigen weiterging, ja, in erschüttertem Schweigen, zog ich bekümmert hinter ihm her. Ich verstand ja nichts. Es war mir nur, als hätten sich Abgründe vor mir aufgetan.

Später aber, als ich selbst dieses Lied lernte, verstand ich die Bewegung meines Vaters. Das Lied nämlich lautet so:

»Ich bin durch die Welt gegangen,
Und die Welt ist schön und groß,
Und doch ziehet mein Verlangen
Mich weit von der Erde los.

Ich habe die Menschen gesehen,
Und sie suchen spät und früh;
Sie schaffen und kommen und gehen,
Und ihr Leben ist Arbeit und Müh.

Sie suchen, was sie nicht finden,
In Liebe und Ehre und Glück,
Und sie kommen belastet mit Sünden
Und unbefriedigt zurück.

Es ist eine Ruh' vorhanden
Für das arme, müde Herz;
Sagt es laut in allen Landen:
Hier ist gestillet der Schmerz!

Es ist eine Ruh' gefunden
Für alle, fern und nah,
In des Gotteslammes Wunden
Am Kreuze auf Golgatha.«

Manchmal – ganz unmotiviert – fallen mir die beiden jungen Menschen ein. Und ich frage mich, ob diese in der Wüste der Welt Verirrten wohl den Weg »nach Hause« gefunden haben, von dem sie hier sangen?

Wie einer das »Eigentliche« begreifen lernte

Donnernd fuhr der Zug in die Bahnhofshalle. Langsam packte der junge Student sein Kofferchen und stieg aus. Langsam ging er zum Ausgang. Einen kurzen Augenblick sah er sich um. Dann ging er langsam in die Stadt hinein. Nein, er hatte es nicht eilig, obwohl zu Hause die Mutter und die Schwestern auf ihn warteten.

Seine Gedanken wanderten: Wie anders war es in den Jahren früher gewesen! Da hatte er gar nicht schnell genug aus dem Bahnhof herauskommen können. Hinein ins Taxi zu dem schönen Stadtteil, wo die Eltern wohnten! Dort die hübsche Villa war das Elternhaus. Noch ehe das Taxi richtig hielt, war er draußen. Und läutete Sturm am Tor! Dann kamen jubelnd die Schwestern. Und die Mutter! Und der Vater, dieser herrliche Vater! Und dann kam Weihnachten mit all seinem Glanz und all seiner Freude. Ja, so war es früher. –

Gedankenvoll schritt er dahin. Es war ein weiter Weg. Und er hatte nicht einmal die paar Münzen für die Straßenbahn.

Das heißt, »Münzen« ist verkehrt gesagt. Es war ja die böse Zeit der Inflation, wo selbst eine Straßenbahnfahrt ein paar Tausend Mark kostete.

Ach, es war alles anders geworden! Bedrückt schritt unser Student dahin in den Norden der Stadt. Da wartete nun ein hohes graues Haus auf ihn. Dort wohnte die Mutter in entsetzlich elenden Verhältnissen.

Wie schnell hatte sich alles verändert! Der Vater war plötzlich gestorben. Die Inflation hatte das Vermögen verzehrt. Ihr hübsches Haus hatten sie verlassen müssen.

Es wäre alles zu ertragen, wenn der Vater noch lebte, unser starker, froher Vater, dachte der Student, während er durch immer grauere, trostlosere Straßen ging. *Aber so kann man doch nicht Weihnachten feiern! So doch nicht! Ohne den Vater! Und ohne Geld! Und ohne einen Weihnachtsbaum! Und ohne Geschenke! Nein, so kann man nicht Weihnachten feiern!*

Er geht langsam. Er hat es nicht eilig. Aber schließlich steht er doch vor dem großen grauen Haus. Hier wundert er sich zum ersten Mal, dass ihn niemand abgeholt hat. – *Nun ja,* denkt er, *die haben keinen Mut zum Leben mehr!*

Und dann steigt er die dunklen Treppen hinauf. Ganz oben wohnt die Mutter. *Meine liebe, arme Mutter!*, denkt er im ersten Stock.

Dann steigt er weiter nach oben. *Ich hätte gar nicht kommen sollen. Man macht sich nur das Herz schwer,* denkt er im zweiten Stock.

Dann steigt er weiter. Beim dritten Stock bleibt er wieder stehen. *Das ist nun Heiligabend!*, denkt er bitter. Er steigt weiter. Ein paar Stufen – dann aber bleibt er stehen. Über ihm hebt ein Gesang an: jubelnd, hell, himmlisch.

Da oben steht die Mutter mit den Schwestern. Und sie singen ihm entgegen:

»Warum sollt' ich mich denn grämen?
Hab ich doch
Christum noch.
Wer will mir den nehmen?

Wer will mir den Himmel rauben,
Den mir schon
Gottes Sohn
Beigelegt im Glauben?«

Regungslos steht der junge Student da. Er ist ein harter Kerl. Den Weltkrieg hat er mitgemacht, fast als Junge. Im Freikorps hat er gekämpft nach dem Krieg. Aber nun laufen ihm die Tränen herunter, Freudentränen!

Es geht ihm wie den Hirten auf Bethlehems Feld. Und er hört die Engelsbotschaft: »Euch ist heute der Heiland geboren!«

Und er begreift: Diese Botschaft gehört zu Weihnachten. Alles andere mag vergehen und fehlen. Wenn der Heiland da ist, dann ist Weihnachten, Glanz und Freude und Herrlichkeit. –

Und jubelnd eilt er der Mutter in die Arme.

Eine Tür ging auf

Wie lange ist das nun eigentlich her – lasst mich mal eben zurückrechnen! – Ach, es ist ja gleichgültig, wie viele Jahre seitdem verflossen sind. Es war jedenfalls nicht sehr lange nach dem Ersten Weltkrieg...

Wer die Zeit noch miterlebt hat, weiß, dass damals die Menschen nicht so stumpf und müde waren wie nach dem zweiten großen Krieg. Nein! Damals verbissen sie sich mit Leidenschaft und Fanatismus in politische Ideen.

Also damals war es, dass ich mit dem schönen Titel »Hilfsprediger« in den Arbeitervorort einer Industriestadt geschickt wurde. Wenn man es richtig verstand, bedeutete dieser schöne Titel, dass ich ein Prediger sei, dem man helfen müsste. Und so war es in der Tat.

Was nützte es mir hier, dass ich einen Krieg mitgemacht hatte! Und dass ich Theologie studiert hatte, brachte mich auch nicht weiter! Denn diese verhetzte Bevölkerung, die schon ihrer westfälischen Natur nach ziemlich dickköpfig ist, war sich völlig einig in der Ablehnung des Pfarrers und des Evangeliums.

In die Kirche kamen die Leute nicht. Also fing ich an, tagsüber Besuche in den Häusern zu machen. Weil aber die Männer in der Fabrik waren und ich nur die Frauen antraf, höhnten sie: »Da sieht man's! An die Männer wagt sich so ein Pfaffe nicht heran!«

Daraufhin machte ich meine Besuche am Abend, wenn die Männer zu Hause waren. Für ein paar Tage wurde die Front verwirrt. Dann stand sie wieder fest gegen mich. Es wurde die Parole ausgegeben: »Kein Mann darf mit dem Pfaffen sprechen!«

Es war fürchterlich! Ich ging von Wohnung zu Wohnung. Mit den Frauen gab es ein kurzes, unerfreuliches Gespräch. Die Männer saßen dabei, grinsten und schwiegen. Kein Gruß! Kein Handschlag! Sie taten, als sei ich Luft.

Oft habe ich geheult vor Zorn und Scham, wenn ich nach diesen Gängen in mein einsames Zimmer zurückkehrte. Manchmal aber habe ich auch gelacht und die Männer bewundert, die das so eisern durchhielten. Ja, damals habe ich Respekt bekommen vor den westfälischen Charakteren. Und ich sagte mir: »Wenn es dem Wort Gottes gelingt, hier einzubrechen, dann wird etwas Herrliches entstehen.«

Es ist so gekommen! Jesus wurde Sieger! Und es entstand hier eine Gemeinde, die heute noch blüht. Langsam, sehr langsam gingen die Türen auf.

Aus jenen Tagen, als die »Front« anfang zu wackeln, will ich ein Erlebnis berichten:

»Herein!«, ruft es, als ich anklopfe.

Ich öffne zaghaft die Tür: ein großes Zimmer mit vielen Menschen. Ich sehe die Szene noch deutlich vor mir: Die Mutter steht am Herd und backt »Pickert«. Neben ihr kniet der Vater, ein alter Arbeiter, und stochert im Feuerloch. Mitten in der Stube ein junger Mann. Er hat sich ein Waschbecken auf einen Stuhl gestellt und vollzieht eine Großreinigung. Um den Tisch sitzen noch ein paar junge Leute. Kinder, Schwiegerkinder? Ich weiß es nicht! Auch ganz kleine Kinder wimmeln herum. Kurz – eine beachtliche Volksversammlung.

»Guten Abend!«, rufe ich in das Getümmel. Der Vater schaut auf: »Ach, der Pfaffe!« Ein Gelächter antwortet. Und von dem Augenblick an bin ich Luft für alle. Ich wende mich an

die Frau. Sie tut, als sei sie taub. Sie war meine letzte Hoffnung gewesen.

Eine fürchterliche Situation! Soll ich unter dem Gelächter des Volkes abziehen?

Unmöglich! In meinem Herzen ruft es unablässig: *Herr Jesus! Nun hilf mir doch!*

Und er hilft. Mein Blick fällt auf einen jungen Mann, der in der Ecke sitzt und auf einer Gitarre herumhantiert. Ich steuere auf ihn zu: »Können Sie spielen?«

»Nee!«, brummt er.

Und mein Herz jauchzt. Es war doch immerhin ein menschlicher Laut.

»Geben Sie mal her! Ich will Ihnen ein paar Griffe zeigen!« Entschlossen entreiße ich ihm das Instrument und schlage ein paar Akkorde an. Interessiert schaut er auf meine Finger. Und ich bin nebenher überglücklich, dass hier nicht ein Klavier stand. Da hätte ich mir nicht zu helfen gewusst. Aber auf der Klampfe war ich als alter »Fahrtenbruder« einigermaßen sicher.

Der Unterricht beginnt. Ich drehe allem Volk den Rücken zu und erkläre dem jungen Mann: »Sehen Sie, das ist der D-Dur-Akkord. Der ist ganz einfach. Damit können Sie schon eine ganze Menge Lieder begleiten!«

Ich klimpere ihm vor. Er nimmt das Instrument, probiert. Es geht schief. Ich mache es noch einmal vor.

»Begleiten Sie damit ein Lied?«, fragt er.

»Gewiss!« Und dann spiele und singe ich: »Alle Vögel sind schon da ...«

Er staunt. Er probiert auch ...

Ich merke, dass hinter meinem Rücken eine atemlose Stille eingetreten ist. Alles horcht gespannt. Aber ich wage nicht, mich

umzudrehen. So spüre ich nur die Blicke wie ein Prickeln auf meinem Rücken.

Er kann es jetzt schon ganz gut. Für mich wird es Zeit, dass ich zu meiner Botschaft komme.

»Soll ich Ihnen noch mal ein Lied vorspielen?«, frage ich.

Er nickt.

Jetzt gilt's!

Ich nehme die Klampfe, stimme sie noch einmal. Und dann singe ich. Nicht schön – oh, ich weiß nur zu gut, dass meine Stimme sehr rau klingt. Aber auf die Schönheit des Gesangs kommt es jetzt gar nicht an. Es geht jetzt nur um den Text:

»Schönster Herr Jesu,
Herrscher aller Enden,
Gottes und Marien Sohn!
Dich will ich lieben,
Dich will ich ehren,
Du meiner Seelen Freud und Kron ...«

Eine große Stille ist im Zimmer. Noch habe ich allen den Rücken zugekehrt und kann nicht sehen, was sie tun. Aber – es ist still!

So wage ich den zweiten Vers. Und dann den dritten und den vierten. Niemand unterbricht mich.

Ich singe den Vers von der schönen Jugend:

»Sie müssen sterben,
Müssen verderben,
Doch Jesus lebt in Ewigkeit.«

Immer noch sagt niemand ein Wort. Mein Herz wird so fröhlich. Ich wusste es ja: Mögen sie alles gegen den »Pfaffen« haben und gegen seine »Kirche« – der Name »Jesus« ist eine Macht, der auch harte Herzen sich beugen müssen.

Hinter mir ist es so still, als warteten alle noch auf einen weiteren Vers. So singe ich:

»Wenn einst ich sterbe,
Dass ich nicht verderbe,
Lass mich dir befohlen sein!
Wann's Herz wird brechen,
Lass mich dann sprechen:
Jesus, nimm auf die Seele mein!«

Alle Augen im Zimmer sehen mich an. Regungslos hat alles zugehört. Der Vater atmet tief auf: »Ein schönes Lied!«, sagt er.

»Ja, und ein wichtiges Lied!«, erwidere ich.

»Wieso wichtig?«, fragt er etwas unsicher.

»Das will ich Ihnen erklären! Aber erst müssen Sie mir mal einen Stuhl geben! So schnell geht das nicht!«

Es ist wie ein Wunder. Da sitze ich dann am Tisch mit diesen Leuten. Und sie hören mir zu, als ich ihnen klarmache, dass ich nicht Propagandist einer Weltanschauung bin; dass ich nichts von ihnen will; dass aber Gott durch den Herrn Jesus etwas Großes für sie getan hat ...

Und leise, ganz leise geht eine Tür wieder auf, die so lange verschlossen gewesen war.

»Aber – Christus lebt!«

Der junge Bauer auf dem einsamen westfälischen Hof machte große Augen. »Sie wollen Ihre Räder bei mir abstellen? Natürlich können Sie das! Aber – sagen Sie mal! – was ist denn eigentlich los? In meiner Scheune stehen sicher schon etwa hundert Fahrräder. Und – sehen Sie! – da hinten kommt schon wieder ein Trupp!«

Er spähte auf die regennasse Landstraße hinaus. Leise fieselte ein Sprühregen. Man konnte nicht weit sehen ... Der Wind trug uns einzelne Töne des Fahrtenliedes zu, das die heranziehende Schar sang.

»Die kommen zu Fuß!«, sagte der Bauer. »Einen Wimpel haben sie auch. So geht das nun schon den ganzen Nachmittag. Und alles zieht hinauf zur Schwedenschanze ...« Er zeigte auf eine nebelverhangene Kuppe des Teutoburger Waldes.

»Kommen Sie doch mit!«, luden wir ihn ein, während wir die Räder in der Scheune abstellten. Er überlegte einen Augenblick, ging dann ins Haus und kam in einem Lodenmantel zurück.

»Jetzt kann's losgehen!«, lachte er. »Nun bin ich aber gespannt!«

Während wir auf steilen, kleinen Wegen in die Berge stiegen, erzählten wir ihm, die evangelische Jugend habe an alle jugendbewegten Kreise die Parole ausgegeben: »Wir treffen uns am Samstag vor Ostern auf der Schwedenschanze zu Aussprache und Osterfeier!« Diese Botschaft sei nur von Mund zu Mund durchgegeben worden. Und nun habe sich eben die Jugend aller Schattierungen aufgemacht.

»Ja – aber – bei diesem Wetter?!«, meinte er etwas erstaunt.
»Das habe ich doch gesehen, dass manche von weit her kommen.«

Wir lachten. Es war die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, in der eine herrliche und seltsame Bewegung durch die Jugend ging. Man hatte bei Fahrt und Lager eine neue Welt gefunden. Und in dem entschlossenen Willen zur inneren Wahrhaftigkeit, in dem neuen Lebensstil und in der Ablehnung der verrotteten »alten Welt« verstand man sich mit der Jugend anderer Färbung tausendmal besser als mit den »Alten« des eigenen Lagers.

Über solchen Gesprächen hatten wir die kahle Kuppe der Schwedenschanze erreicht. Fröhliche Rufe empfingen uns. Der Regenwind peitschte die Wimpel von Pfadfindern, evangelischer Jugend, sozialistischen Gruppen, »Landsknechten«, Gilden – und was alles so aufbrach in jener stürmischen Zeit.

Und dann saßen wir unter ein paar alten Bäumen. Das Gespräch begann. Wir vergaßen Sturm, Regen, Nässe und Nebel über dem heißen Ringen.

Die neue Welt! Darum ging es! Und wir Christen sagten, da müsse man davon ausgehen, dass ja morgen der Tag der Auferstehung Jesu sei. In diesem Ereignis sei die neue Welt angebrochen. Ohne den lebendigen Herrn Jesus müsse alles, was wir ersehnten, wieder im Alten untergehen. Wir bezeugten das aus unserem Wissen um Jesus, ohne zu ahnen, wie schrecklich die Zukunft uns recht geben würde.

Ich weiß nicht mehr, was alles in jener hereinbrechenden Nacht vor Ostern gesagt wurde. Nur der Schluss unseres Gesprächs hat sich mir unvergesslich eingeprägt. Fackeln waren angezündet.

det worden. Und im flackernden Licht stand ein erregter junger Mann und rief: »Schluss mit dem Christentum! Das hat zweitausend Jahre Zeit gehabt, die Welt zu erneuern. Und was ist geschehen? In seinem Namen sind Menschen gemartert und getötet worden! In seinem Namen ist eine Welt von Heuchelei aufgebaut worden! Schluss damit! Ein Neues muss kommen! Das Christentum ist tot! Das Christentum ist tot!«

Plötzlich stand neben ihm ein blonder junger Westfale. Ich sehe ihn noch vor mir, wie der Wind an seinem Haarschopf zerzte. Mit einer entschlossenen Handbewegung gebot er dem anderen Schweigen. Und dann rief er – und es war ein unendlicher Jubel in seiner Stimme –:

»Gut! Mag sein! Es mag sein, dass das Christentum tot ist. Aber – Jesus Christus lebt!«

Auf einmal war tiefes Schweigen über den Hunderten von jungen Menschen.

Dann rief einer mit heller Stimme: »Nun das Osterfeuer!«

Wir liefen zu dem riesigen Holzstoß. Das Holz war nass, und das Feuer musste sich erst durchsetzen. Aber dann prasselte es hoch auf.

Und während der Sturm das Feuer peitschte, sangen wir jauchzend:

»Du hast in dieser armen Welt
Ein Feuer angefaßt,
Und deine heil'ge Rechte hält
Noch immer drüber Wacht.

So brennt's und lodert's da und dort
Trotz Wind und Wasser immerfort;

O schür die Glut, dass Funken sprühn,
Lass auch in uns dein Feuer glühn,
Dass unsre Herzen glühn!

Heut zünden wir ein Feuer an
Und weihen dir die Nacht;
Wir freuen uns wie Kinder dran,
Dass du uns Licht gebracht.
Ein Licht aus unsres Vaters Welt
Bist du in unsre Nacht gestellt ...«

Es war lange nach Mitternacht, als wir mit dem jungen Bauern hinunterstiegen. Der Regen hatte aufgehört. Über uns leuchteten die Sterne.

Kein Wort wurde mehr gesprochen. Nur ganz von ferne hörte man den Gesang einer Schar, die über den Kamm des Gebirges davonzog. Leise sangen wir mit: »Das Reich ist dein, Herr Jesu Christ, das Reich, um das wir flehn ...«

Das Buch des Lebens

Es war eine jener trostlosen Straßen, wie sie überall im Ruhrgebiet zu finden sind: endlose Reihen geschmackloser Mietskasernen, grau geworden vom Ruß, der aus unzähligen Schloten quillt – rasselnde und bimmelnde Straßenbahnen – Lastwagen, die lärmend über das schlechte Pflaster holpern – Kneipen, aus denen kreischend Radiomusik ertönt – und dazwischen Menschen! Menschen! Dicht gedrängt! Die Not des Lebens steht ihnen ins Gesicht geschrieben.

Und Kinder! Scharen von Kindern! Sie spielen unbekümmert und kriegen es fertig, in dieser traurigen Umgebung dasselbe Jugendparadies zu finden wie andere »im schönsten Wiesen-grunde«.

Ein paar Jungen rennen mich beinahe um. Sie kommen mir gerade recht. Ich bin erst seit Kurzem in dieser Stadt und kenne die Gegend noch nicht genau. Nun soll ich einen Kranken besuchen, der »auf der Soldatenwiese« wohnt. Wo in aller Welt mag hier die Soldatenwiese sein? So weit ich sehe: Nirgends etwas Grünes!

So halte ich nun den Jungen, der beim eifrigen Spiel gegen mich prallt, fest: »Weißt du, wo die Soldatenwiese ist?«

»Och, das ist doch das Barackenlager hinter dem alten Friedhof.«

»Ja, wo ist denn der alte Friedhof? Kannst du mir nicht den Weg dahin zeigen?«

Er schaut sich nach seinen Freunden um. Die haben sich neugierig dazugesellt.

»Geht ihr mit?«, fragt er. Und ich lerne hier wieder die Macht der »Horde« kennen. Wenn die anderen »Nein!« sagen, wird er um nichts in der Welt dazu zu bewegen sein, mir den Weg zu zeigen. Aber ich habe Glück: Sie wollen mit. So ziehe ich weiter – nun mit einem stattlichen Gefolge von zwölf Jungen. Sie erwarten offenbar etwas von mir. Gut! Ich werde sie nicht enttäuschen.

»Wollt ihr eine Geschichte hören?«

»Klar! Fangen Sie an!«

Und während wir uns durch den Lärm und das Gedränge schieben, erzähle ich ihnen die biblische Geschichte, wie die Jünger beim Sturm auf dem See Genzareth in große Not gerieten, wie aber der Herr Jesus dann mit seinem machtvollen Wort den Sturm stillte.

Kinder hören gern von Jesus. Und so gefiel den Jungen diese Geschichte so gut, dass sie noch mehr verlangten. Ich erzählte. Ärgerlich, erstaunt, lächelnd und auch wütend schauten uns die Leute nach. Denn ich musste ja recht laut reden, damit ich bei dem Lärm verstanden wurde. Und jedenfalls war der Name Jesus auf solch einer Straße nicht gerade etwas Alltägliches.

Inzwischen hatten wir den alten Friedhof erreicht. Hier bogen wir ab in einen ganz schmalen Weg, der am Friedhofszaun entlangführte.

Da hielt auf einmal einer der Jungen an und sagte erstaunt: »Wie still es hier ist!«

Ich musste lächeln: Solchen Großstadtjungen fällt es nicht auf, wenn es abscheulich laut ist, sondern wenn es still wird.

Wir blieben nun alle stehen und lauschten hinein in die Stille des alten Friedhofs. Man hörte nur den Wind in den Bäumen rauschen. Und von fern den Lärm der Straße.

»Jungens!«, sagte ich, »jetzt ist es da drin im Friedhof ganz still. Aber es wird einmal ein Tag kommen, an dem es hier sehr viel Leben und Gedränge geben wird.«

»Wenn der Friedhof abgeräumt wird!«, erklärt einer, der Bescheid weiß.

»Nein! Das meine ich nicht. Ich denke an den Tag, >wenn einst die Posaun erklingt, die auch durch die Gräber dringt.«

Und nun erzähle ich ihnen die unerhörte Botschaft der Bibel, dass die Toten auferstehen werden – und dass der Herr Jesus als der Erstling schon auferstanden ist. Atemlos hören die Jungen mir zu.

»Und dann?«, fragt einer.

»Ja seht, da war ein Jünger des Herrn Jesus. Dem hat Gott in wunderbarer Weise gezeigt, was dann kommt. Ich will es euch in den Worten dieses Johannes sagen: >Und ich sah einen großen, weißen Stuhl und den, der darauf saß; vor dessen Angesicht floh die Erde und der Himmel, und ihnen ward keine Stätte gefunden. Und ich sah die Toten, beide, Groß und Klein, stehen vor Gott, und Bücher wurden aufgetan. Und ein anderes Buch ward aufgetan, welches ist das Buch des Lebens. Und die Toten wurden gerichtet nach der Schrift in den Büchern, nach ihren Werken. ... Und so jemand nicht ward gefunden geschrieben in dem Buch des Lebens, der ward geworfen in den feurigen Pfuhl.«

Schweigend haben die Jungen zugehört. Aber es ist fast so, als seien diese gewaltigen Worte der Offenbarung zu groß für sie. Ich muss sie ihnen in ihre Sprache übersetzen:

»Junge, wie heißt du?«, frage ich einen.

»Ich? Ich heiß Eduard.«

»Also, Eduard, pass mal auf. Da steht also eine unübersehbare Menge vor diesem weißen Thron. Einer nach dem anderen